

# WACHSEN, WEICHEN, WEITERMACHEN

**Bäuerliche Familienwirtschaften überlebten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, da sie Anforderungen der staatlich regulierten Marktwirtschaft mit der Nutzung selbstkontrollierter Ressourcen balancierten. Zu diesem Ergebnis kommt ein Projektteam, das sich mit der Agrarentwicklung nach 1945 in Niederösterreich befasste. Die Ergebnisse zeigen eindrücklich, dass der „Agrarstrukturwandel“ im Nachkriegsösterreich in anderer Weise verlief als oftmals vermutet: Statt zu wachsen oder zu weichen, nutzten viele bäuerliche Familien die Stärke selbstkontrollierter Ressourcen – und machten weiter. Bäuerliche Familienbetriebe im „Agrarstrukturwandel“ nach 1945.**

VON ERNST LANGTHALER



**G**et big or get out – so brachte es der Landwirtschaftsminister der USA in den 1950er Jahren auf den Punkt: die scheinbar alternativlose Expansion landwirtschaftlicher Betriebe in den Industriestaaten. Denn nur eine – von den Experten immer wieder hinaufgesetzte – Mindestgröße würde in der Landwirtschaft jenes Pro-Kopf-Einkommen gewährleisten, das eine Teilnahme an der industriellen Wohlfahrtsgesellschaft ermögliche. Im Rahmen eines dreijährigen Forschungsprojekts des Wissenschaftsfonds FWF hat ein Team des Instituts für Geschichte des ländlichen Raumes in St. Pölten nun gezeigt, dass es dann doch auch anders ging. Das Projekt bestand aus drei Modulen: der Analyse des Mediendiskurses im österreichischen Bauernbündler, der Zeitung

des ÖVP-Bauernbundes, der Analyse von Agrarsystemen mittels Betriebsstatistiken in den niederösterreichischen Regionen Mank und Mödling sowie der Rekonstruktion der Wirtschaftsstile von vier bäuerlichen Familienbetrieben mithilfe von Mehrgenerationen-Interviews.

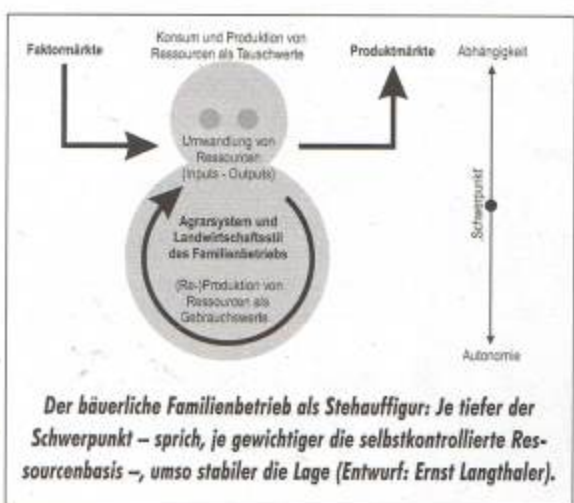
Während international in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg eine Konzentration des Grundbesitzes erfolgte, hielt sich in Österreich die Abnahme der Betriebszahlen in Grenzen – bei moderatem Wachstum der durchschnittlichen Betriebsfläche. Offensichtlich gelang es zahlreichen bäuerlichen Betrieben zu überleben, ohne groß wachsen zu müssen. Wie dies möglich war, untersuchte das fächerübergreifend zusammengesetzte Team für den Zeitraum zwischen etwa 1945 und

1985 in Niederösterreich. Dabei stießen die ForscherInnen auf Ergebnisse, die gängige Modelle zum „Agrarstrukturwandel“ in Frage stellen. Zwischen den Extremen des Wachsens und Weichens fanden viele Bauern und Bäuerinnen Manövrierräume des Weitermachens. Sie ließen sich auf eine zunehmend technikbasierte und kommerzialisierte Landwirtschaft ein, ohne jedoch die Stärken der selbstkontrollierten Ressourcennutzung aufzugeben.

## Weniger verwundbar

Wesentlich für das Fortbestehen war die Fähigkeit, die Anforderungen der dem Betrieb vor- und nachgelagerten Märkte mit einer Kontrolle der eigenen Ressourcenbasis auszubalancieren. Denn während der Zukauf von Technologien und der Verkauf erwirtschafteter Produkte von Kräften des Marktes beeinflusst wurden, vermochten die LandbewirtschaftlerInnen die Erfüllung betrieblicher und familiärer Bedürfnisse von diesen Kräften teilweise zu entkoppeln. Viele Strategien kamen zum Einsatz, um die Abhängigkeit von externen Marktkräften zu reduzieren und so das Fortbestehen auch in schwierigen Zeiten zu sichern: der flexible Arbeitseinsatz von Familienmitgliedern – insbesondere der weiblichen –, das Zurückschrauben der Ansprüche, die Bereitschaft zum Nebenerwerb und das Nutzen lokaler und regionaler Netzwerke. Aber auch die Vermeidung von Pflanzen- oder Tiererkrankungen sowie von Schäden an mechanischen Geräten durch die nötige Sorgfalt wie auch die überschaubare Kreditaufnahme, die Produktvielfalt und der Direktvertrieb spielten dabei eine wichtige Rolle.

Die Projektgruppe veranschaulicht ihre Erkenntnisse mit einer eingängigen Metapher: Wie ein „Stehaufmännchen“ oder „-weibchen“, das sich auf Grund des tiefliegenden Schwerpunkts auch nach extremer Schräglage wieder aufrichtet, vermögen sich die Angehörigen von Familienbetrie-



ben mittels einer selbstkontrollierten Ressourcenbasis auch in einem staatsbürokratischen und marktkapitalistischen Umfeld zu behaupten. Ihre Wirtschaftsstile verbinden Züge des familienbezogenen „Bauern“ und des marktorientierten „Landwirts“; sie vereinen bäuerliche und unternehmerische Strategien. Genau diese Mischung aus scheinbar gegensätzlichen Orientierungen macht sie weniger verwundbar gegenüber äußeren Widrigkeiten, etwa die sich beständig öffnende Preisschere zwischen steigenden Kosten und sinkenden Erträgen.

Insgesamt zeigen die Ergebnisse dieses Forschungsprojekts, dass der von Agrarexperten vielfach prognostizierte „Untergang des Bauerntums“ nicht so eingetreten ist. Freilich ist das Balancieren zwischen Abhängigkeit und Autonomie weder stets harmonisch, noch zwingend erfolgreich; es kann in schwerwiegende Konflikte münden und scheitern. Doch zumindest für die untersuchten Fälle gilt: Das geschickte Austarieren von Marktabhängigkeit und Ressourcenautonomie erlaubt das Fortbestehen bäuerlicher Familienbetriebe auch unter widrigen Bedingungen – im „Agrarstrukturwandel“ der Nachkriegszeit ebenso wie heute in der neoliberalen Globalisierung.

Die Projektergebnisse können als Rural History Working Papers 12-15 auf der Homepage des Instituts für Geschichte des ländlichen Raumes heruntergeladen werden: <http://www.rural-history.at/de/publikationen/rhwp>. Die Druckfassung ist als Themenheft „Landwirtschaftsstile“ der Fachzeitschrift *Historische Anthropologie* (Heft 3/2012) erschienen.

*Ernst Langthaler*  
 Priv.-Doz. Dr., Leiter des Instituts für Geschichte des  
 ländlichen Raumes in St. Pölten ([www.ruralhistory.at](http://www.ruralhistory.at)),  
 Lehrbeauftragter an der Universität Wien  
 und der Universität für Bodenkultur in Wien.